

Schriften zur Rettung des öffentlichen Diskurses

Thomas Petersen

Das Gesicht des Totalitären

Woran man
radikales Denken
erkennt

HERBERT VON HALEM VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.de> abrufbar.

Thomas Petersen

Das Gesicht des Totalitären.

Woran man radikales Denken erkennt

Schriften zur Rettung des öffentlichen Diskurses, 11

Köln: Halem, 2025

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung
und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch
Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
(inkl. Online-Netzwerken) gespeichert, verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

<https://www.halem-verlag.de>

© Copyright Herbert von Halem Verlag 2025

Print: ISBN 978-3-86962-695-6

E-Book (PDF): ISBN 978-3-86962-696-3

E-Book (ePub): ISBN 978-3-86962-697-0

ISSN 2699-5832

UMSCHLAGGESTALTUNG: Claudia Ott, Düsseldorf

UMSCHLAGFOTO: KhYail/unsplash

SATZ: Herbert von Halem Verlag

DRUCK: docupoint GmbH, Magdeburg

Copyright Lexicon © 1992 by The Enschedé Font Foundery

Lexicon ® is a Registered Trademark of The Enschedé Font Foundery.

Die Reihe *Schriften zur Rettung des öffentlichen Diskurses*

Warum ist der lagerübergreifende öffentlich-demokratische Diskurs gefährdet, ja geradezu ›kaputt‹? Weshalb ist der öffentliche Wettbewerb auf dem Markt der Ideen ins Stocken geraten? Und welche Rolle spielen dabei Digitalisierung und Algorithmen, aber auch Bildung und Erziehung sowie eskalierende Shitstorms und – auf der Gegenseite – Schweigespiralen bis hin zu Sprech- und Denkverboten?

Die Reihe *Schriften zur Rettung des öffentlichen Diskurses* stellt diese Fragen, denn wir brauchen Beiträge und Theorien des gelingenden oder misslingenden Diskurses, die auch in Form von ›Pro & Contra‹ als konkurrierende Theoriealternativen präsentiert werden können. Zugleich gilt es, an der Kommunikationspraxis zu feilen – und an konkreten empirischen Beispielen zu belegen, dass und weshalb durch gezielte Desinformation ein ›Realitätsvakuum‹ und statt eines zielführenden Diskurses eine von Fake News und Emotionen getragene ›Diskurssimulation‹ entstehen können. Ferner gilt es, Erklärungen dafür zu finden, warum es heute auch unter Bedingungen von Presse- und Meinungsfreiheit möglich ist, dass täglich regierungsoffiziell desinformiert wird und sich letztlich in der politischen Arena kaum noch ein faktens basierter und ›rationaler‹ Interessenausgleich herbeiführen lässt. Auf solche Fragen Antworten zu suchen, ist Ziel unserer Buchreihe.

Diese Reihe wird herausgegeben von Stephan Russ-Mohl, emeritierter Professor für Journalistik und Medienmanagement an der Università della Svizzera italiana in Lugano/Schweiz und Gründer des *European Journalism Observatory*.

Inhaltsverzeichnis

1. DAS PROBLEM	7
2. WORAN MAN RADIKALES DENKEN ERKENNT	29
3. DIE VERBREITUNG RADIKALEN DENKENS IN DER BEVÖLKERUNG	84
4. WAS TUN?	126
Literatur	143
Endnoten	158

»Die Möglichkeiten der Demokratie in einem Volke sind proportional zu dem Maße der Selbstachtung, die dieses Volk für sich aufbringt und zu verteidigen bereit ist.«

Kurt Schumacher
(zit n. MERSEBURGER 1995: 91)

1. DAS PROBLEM

Haben wir nichts aus der Geschichte gelernt?

Dieses Buch ist kein wissenschaftliches Buch, auch, wenn es auf den Erfahrungen aus rund drei Jahrzehnten wissenschaftlicher Beschäftigung mit Themen wie der öffentlichen Meinung, der Demokratie und der Rechtsstaatlichkeit aus sozialwissenschaftlicher Perspektive beruht. Es ist nicht das Ergebnis systematischer Recherchen, einer intensiven Sichtung der einschlägigen Fachliteratur oder einer systematischen Untersuchung. Es enthält deswegen auch nicht den Quellenapparat, die zahllosen Belege und Verweise, die in der Publizistikwissenschaft notwendig sind und vom Fachpublikum auch mit Recht eingefordert werden. Stattdessen ist es ein – hier und da mit wissenschaftlichen Befunden unterfütterter – Erfahrungsbericht und das Protokoll von persönlichen Beobachtungen. Es ist das Resultat meines Erstaunens, das ich schon seit Jahrzehnten mit mir herumtrage, das aber in jüngster Zeit, seit dem 24. Februar 2022, noch einmal gewachsen ist: Das Erstaunen, dass anscheinend nur die allerwenigsten Menschen in der Lage sind, totalitäres Denken, politische Aggression, ja ausgewachsene faschistische Regime als sol-

che zu erkennen, wenn sie nicht in dem exakt gleichen Gewand auftreten wie die Gewaltherrschaften der Vergangenheit. Dazu zwei persönliche Erlebnisse:

Im Jahr 2015 wurde ich von der Friedrich-Ebert-Stiftung zu einer Tagung in Moskau eingeladen. Den Anlass bot der sechzigste Jahrestag von Adenauers Besuch in Moskau 1955 und die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion. Es waren die Monate nach dem ersten russischen Überfall auf die Ukraine. Das Institut für Demoskopie Allensbach, an dem ich arbeite, hatte im März 2015 eine Bevölkerungsumfrage über das Image Russlands und seiner Regierung in Deutschland durchgeführt. Die Ergebnisse hatte ich in einem Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vorgestellt. Nun bat mich die Friedrich-Ebert-Stiftung, diese Ergebnisse in Moskau zu präsentieren.

Die Runde war hochkarätig besetzt. Auf deutscher Seite waren neben Vertretern der Ebert-Stiftung auch einige prominente SPD-Politiker dabei, alles ausgewiesene Kenner Russlands mit langjährigen Beziehungen zum Land, außerdem der damalige deutsche Botschafter Rüdiger von Fritsch. Auf russischer Seite nahm unter anderem ein sehr alter Professor teil, den ich nicht kannte, den aber die anwesenden Russen mit größter Ehrerbietung, ja Unterwürfigkeit behandelten, vor allem aber auch Valentin Falin, damals 89 Jahre alt, der 1955 als Referent des sowjetischen Außenministeriums bei dem Adenauer-Besuch dabei gewesen war und später eine bedeutende Rolle in der Spätphase der Sowjetunion unter Gorbatschow und bei den Verhandlungen zur deutschen Einheit gespielt hatte. Ich war gespannt. Das waren hochinteressante Leute, die mussten doch etwas zu erzählen haben.

Doch was sich bei dieser Tagung dann abspielte, gehört zu den bizarrsten und aufschlussreichsten politischen Erfahrungen meines Lebens. Die deutschen Teilnehmer blickten auf die Ereignisse 60 Jahre zuvor zurück, versuchten ihre Bedeutung ein-

zuschätzen und Lehren für die Gegenwart daraus zu ziehen, so, wie man es von einer solchen Veranstaltung erwarten würde. Die russischen Teilnehmer dagegen zeigten nicht das geringste Interesse daran, sich mit dem Tagungsthema zu befassen, sondern waren ausschließlich damit beschäftigt, die deutschen Teilnehmer und Deutschland allgemein wüst zu beschimpfen. Deutschland sei eine Marionette der Amerikaner, habe Russland in seiner Geschichte immer nur übervorteilt, betrogen und angegriffen. Dabei gebe es im Westen nur verweichlichten Individualismus und Dekadenz. Bis heute versuche Deutschland, Russland zu unterdrücken, bei der deutschen Regierung handele es sich um Nazis und so weiter. Es wollte gar nicht mehr aufhören. Selbst Falin, der ja nun eigentlich wirklich Interessantes zu berichten gehabt hätte, hatte nichts Besseres zu tun, als die absurde These zu verkünden, dass Adenauer ein Nazi gewesen sei.

Es kümmerte die anwesenden Russen nicht im Mindesten, dass das, was sie da erzählten, für jeden Menschen, der auch nur halbwegs bei Verstand war, offensichtlicher Unsinn war. Falin hatte immerhin acht Jahre lang in Deutschland gelebt. Er musste es besser wissen, und auch den anderen nahm man keine Sekunde lang ab, dass sie wirklich selbst glaubten, was sie da von sich gaben. Sie wussten, dass sie ihre deutschen Gesprächspartner belogen, und sie wussten, dass die Deutschen wussten, dass sie bewusst belogen wurden. Von Fritsch, der diesen Stil des >Dialogs< vermutlich bestens kannte, bemühte sich nach Kräften, den Russen wenigstens die dreistesten Lügen in den Rachen zurückzustopfen, mit einer Deutlichkeit und Direktheit, die ich von einem Diplomaten nicht erwartet hatte. Doch die meisten anderen deutschen Teilnehmer wirkten regelrecht verschreckt. Wortreich bemühten sie sich, Kompromisslinien zu finden. Man könne dem, was die russische Seite sage, nicht zustimmen, man müsse doch beide Seiten sehen, auch bei Differenzen im Dialog bleiben, sich bei weiteren Veranstaltungen miteinander austauschen usw.

Mein Eindruck war, dass sie der russischen Seite damit auf den Leim gingen, doch wer war ich, das zu beurteilen? Sie waren die Russland-Experten, nicht ich. Sie hatten meist jahrzehntelange Erfahrungen mit Russland, ich nicht. Müssten sie nicht viel besser wissen, wie man in einer solchen Lage reagiert als ich? Ich hatte nur eine kleine Umfrage gemacht, verstand sonst nicht viel von dem Land. Die Umfrageergebnisse zeigten, dass das Ansehen Russlands in Deutschland nach dem Überfall auf die Ukraine gründlich ruiniert war.¹ Nachdem ich sie präsentierte hatte, verkündete der von allen mit so großer Ehrerbietung behandelte Professor in einer an mich gerichteten, weitschweifigen, mit seltsamen historischen und literarischen Querbezügen gespickten ›Frage‹, dass meine Umfragen gefälscht seien und ich ein Lügner und ein Scharlatan sei. Instinkтив, nicht, weil ich eine so besonders klare Sicht auf die Lage gehabt hätte oder ein besonders mutiger Mensch wäre (weiß Gott nicht), fuhr ich den Granden direkt an, dass ich nicht daran dachte, seine sogenannte ›Frage‹ zu beantworten, denn wenn ihm auf die Präsentation meiner Ergebnisse nichts Besseres einfalle, als mich als Lügner und Scharlatan zu beschimpfen, sei damit die Diskussion beendet. Später erfuhr ich auf Umwegen, dass ich mir damit Respekt verschafft hatte.

Warum glaube ich, dass die deutschen Teilnehmer mit ihrem Versuch, die Gesprächsatmosphäre zu retten und nach Kompromissen zu rufen, den Gastgebern auf den Leim gingen? Weil ich glaube, dass die ganze Veranstaltung aus Sicht des russischen Regimes von vornherein einen anderen Zweck hatte, als die Deutschen angenommen hatten. Für die Ebert-Stiftung und die SPD-Vertreter war sie ein Versuch der Verständigung. In bester demokratischer Tradition und mit den besten Absichten waren sie gewillt, auch in der schon damals angespannten politischen Lage jede Möglichkeit zum Dialog, zum gegenseitigen Austausch zu nutzen. Sie hatten nur nicht erkannt, dass diese Veranstaltung gar keine solche Möglichkeit bot. Sie war nur so etikettiert. Für

die russische Seite war sie dagegen offensichtlich allein eine Gelegenheit zur Machtdemonstration. Wahrscheinlich war es den russischen Vertretern nicht nur egal, dass man wusste, dass sie einen dreist belogen, sondern ich nehme darüber hinaus an, dass dies sogar erwünscht war, denn es war Bestandteil des Spiels: »Was Wahrheit ist, bestimme ich. Und du bist so unwichtig und klein, dass du gar nichts dagegen machen kannst.« Im Grunde diente das Ganze allein dazu, die Deutschen im Raum einzuschüchtern und als schwach darzustellen. Diese (mit zwei, drei Ausnahmen) taten den Gastgebern den Gefallen und sendeten mit ihren gewundenen Kompromissversuchen das erwünschte Signal der Schwäche. Ein Dialog war zu keinem Zeitpunkt vorgesehen.

Auch die äußereren Umstände der Reise waren seltsam. Bei der Passkontrolle auf dem Flughafen in Moskau gab es zwei Eingänge, einen für Russen und einen für Ausländer. Ich stellte mich in der Schlange für Ausländer an und richtete mich auf eine lange Wartezeit ein, denn unmittelbar vor mir hatte sich dort eine gewaltige Zahl asiatischer Touristen eingefunden. Vermutlich war gerade ein Jumbo-Jet aus Tokio oder Peking gelandet. Doch nach Sekunden öffnete sich in der Wand neben den Abfertigungsschaltern eine kleine Tür und eine uniformierte Frau trat heraus, die mich herauswinkte und an der riesigen Schlange der asiatischen Touristen vorbei zum leeren Schalter für einreisende Russen führte. Meinen Hinweis, dass ich kein Russe sei, ignorierte sie. Binnen Sekunden war ich im Land. Man hatte mich also erwartet – und ließ mich von nun an auch nicht mehr aus den Augen. Am Flughafenausgang erwartete mich eine junge Frau, die mich zum Hotel begleitete. Das war sehr angenehm, denn ich kannte mich in Moskau ja nicht aus, war nun aber aller Sorgen um U-Bahn-Fahrkarten und Taxis enthoben. Es entspann sich ein freundliches Gespräch. Sie erzählte, sie sei Krimtatarin. So ein Zufall: 15 Millionen Menschen in Moskau, und ich stoße, wenige

Wochen nach der Annexion der Krim durch Russland, auf eine der wenigen Krimtataren in der Stadt. Sie sei Studentin und lebe in Moskau, ihre Eltern seien auf der Krim. Ja, sie mache sich etwas Sorgen wegen der Lage dort, aber eigentlich sei alles bestens. In der Tat machte sie keinen besonders besorgten Eindruck. Ich musste an dieses Erlebnis denken, als am 4. Februar 2022 das Olympische Feuer in Peking von der Uigurischen Ski-Langläuferin Dinigeer Yilamujiang entzündet wurde.

Während des zweitägigen Aufenthaltes im Zentrum Moskaus reihte sich ein Termin an den anderen. Wenn nicht getagt wurde, gab es einen Besprechungs- oder Essenstermin. Die Stadt sah ich nur aus dem Autofenster, wo ich binnen weniger Minuten mehr Rolls-Royce-, Mercedes-S-Klasse-, Jaguar- und ähnliche Limousinen am Straßenrand sah als in meinem ganzen 47 Jahre währenden vorherigen Leben zusammengenommen (und dies, obwohl es in der Nähe meines Wohnortes, der nahe der Grenze zur reichen Schweiz liegt, eine der wenigen Werkstätten für solche Fahrzeuge gibt, sodass einem bei uns durchaus gelegentlich ein Bentley oder Maserati über den Weg fährt). Das Hotel lag angeblich zehn Minuten Fußweg vom Kreml entfernt. Ich habe keine Gelegenheit gefunden, ihn anzuschauen. Einmal gab es eine kurze Fahrt mit der U-Bahn, die einzige Gelegenheit, bei der ich in die Nähe normaler Bürger kam. Meine Begleiter wirkten dabei irgendwie etwas nervös.

Dann die Rückfahrt. Nun begleitete mich nicht mehr die junge angebliche Krimtatarin (vielleicht hielt man mich nach meinem Auftritt bei der Tagung eines solchen Services nicht mehr für würdig). Dafür begleitete mich eine SPD-Politikerin, deren Rückflug fast gleichzeitig mit meinem startete. Im Vorortzug fuhren wir an den endlosen Siedlungen mit grauen, schmuddelig wirkenden Wohnhochhäusern vorbei. Die Politikerin erzählte mir, wie groß der Kontrast zu den Wohnungen in solchen Häusern sei. Die seien meist ungeheuer liebevoll gepflegt, oft viel besser als in Deutsch-

land. Am Flughafen begegnete uns dann eine Flut von Putin-Bildern: An den Wänden, auf den Zeitungstitelseiten, vor allem aber in den Andenkengeschäften: Putin auf Tassen und T-Shirts, Putin auf Postern mit heiligenscheinartigen Strahlen hinter dem Kopf. Putin in den absurdesten, oft militaristischen Posen: mal mit dicker, bullig wirkender Uniform in Tarnfarben, mal mit nacktem Oberkörper auf einem Pferd sitzend, mal mit einem riesigen Gewehr in der Hand oder, wiederum mit nacktem Oberkörper, wie Rambo mit Patronengürteln behängt. Im Warteraum am Flugsteig lag dann überall eine kleine deutschsprachige Zeitung, die *Moskauer Deutsche Zeitung*, aus, die recht interessant aus russland-deutscher Sicht und durchaus auch regierungskritisch über die Ereignisse im Land berichtete. Sie vermittelte den Eindruck eines offenen Landes, in dem es auch politische Kontroversen gibt. Diese Zeitungen lagen in ungeheuren Mengen aus, stapelweise, man stolperte geradezu über sie. Ich fragte mich, ob sie wohl eingesammelt werden, sobald die Flüge nach Deutschland gestartet sind, um dann am nächsten Tag erneut ausgelegt zu werden.

Ich kam nach Deutschland zurück mit dem Eindruck, einem Monstrum in den Rachen geschaut zu haben. Es waren alle Elemente eines faschistischen Regimes erkennbar gewesen, ja sie hatten sich geradezu aufdringlich präsentiert. Von der Gewalt gegenüber der Opposition im Land und der Brutalität in der Außenpolitik wusste ich natürlich schon vorher, ebenso von der Gleichschaltung der Presse und, was Journalisten gerne übersehen, der Wissenschaften, vor allem der Sozialwissenschaften. Das Ausmaß der Desinformationskampagnen des Regimes war spätestens seit der Invasion der Ostukraine und der Krim im Jahr 2014 für jeden offensichtlich gewesen, der nur einmal in den deutschen Internet-Nachrichtenportalen die Leserkommentarspalten zu diesen Themen anschaute. Die Grundargumentation aller totalitären Regime, wonach Menschenrechte eine westliche Erfindung seien und nicht zur Kulturtradition des Landes pass-

ten (als ließen sich die Menschen in nicht westlichen Kulturen gerne unterdrücken) und wonach das Kollektiv Vorrang vor dem Individuum habe (mit Ausnahme des geliebten Führers, versteht sich), konnte man seit Jahren in den Verlautbarungen des Regimes und seiner Vertreter lesen und hören.

Ich wusste von den allenfalls halbfreien Präsidentschaftswahlen 2012 und dem ganz offensichtlich massiv gefälschten Referendum auf der Krim von 2014, das übrigens ein weiteres gutes Beispiel dafür ist, dass das russische Regime gar kein Interesse daran hat, seine Taten zu verbergen, sondern daran, sie im Gegenteil weit sichtbar werden zu lassen und damit die Ohnmacht seiner Gegner zu demonstrieren. Das offizielle Ergebnis – 95,5 Prozent hätten sich für eine Aufnahme der Krim in die Russische Föderation entschieden, bei einer Wahlbeteiligung von 83,1 Prozent – muss jeder, der etwas über die Bevölkerungszusammensetzung auf der Krim weiß und auch nur ein wenig von Wahlforschung versteht oder auch nur ein paar statistische Grundkenntnisse hat, als Beleidigung seiner Intelligenz auffassen. Es wäre ein Leichtes gewesen, ein glaubwürdigeres ›Wahlergebnis‹ von vielleicht 60 Prozent Zustimmung herbeizuführen. Möglicherweise hätte sogar eine faire Abstimmung ein solches Ergebnis erbracht. Doch es ging nicht um Wahrheit, sondern um eine Machtdemonstration.

Dies alles wusste ich. Und natürlich hatte ich von den Morden an Anna Politkowskaja, Alexander Litwinenko und Boris Nemzow gehört. Aber womit ich nicht gerechnet hatte, war die Allgegenwart der Gehirnwäsche, das Ausmaß des Führerkults im öffentlichen Leben und der Wille zur totalen Kontrolle, der dazu führte, dass selbst ich, eine unwichtige Nebenfigur einer unwichtigen, in der Öffentlichkeit unbemerkten kleinen Tagung zu einem historischen Thema, fast während des gesamten Besuchs in Moskau unter Beobachtung stand, in dem offensichtlichen Bestreben, mir einen falschen Eindruck von dem Land zu vermitteln, mich zu umgarnen und gleichzeitig einzuschüchtern.

Nicht erwartet hatte ich auch die Offenheit und Direktheit, mit der uns die russischen Gastgeber plumpe Lügen und Drohungen entgegenschleuderten, ohne jeden Versuch, diese zu kaschieren. Überrascht war ich darüber hinaus von der Bereitschaft der Beteiligten, für jeden und sicherlich auch für sie selbst (denn dumm waren sie nicht) offensichtlichen Unsinn zu reden, einfach deswegen, weil ihnen das anscheinend befohlen worden war. Man konnte den Effekt von Befehl und Gehorsam, Machtausübung mitsamt Strafandrohung auf der einen Seite und Angst auf der anderen fast körperlich spüren.

Im öffentlichen Raum waren alle Elemente klassischer faschistischer Propaganda vorzufinden, von der Verherrlichung des soldatischen Heldeniums über die penetrante, wie Selbstbeschwörung wirkende Betonung eigener Größe, Stärke und vermeintlicher Unbesiegbarkeit (ich habe leider nicht mitgezählt, wie oft man mir in den zwei Tagen erzählt hat, dass Moskau die größte Stadt Europas sei, aber es war wohl sicherlich ein Dutzend Mal) bis hin zur Blut-und-Boden-Bildsymbolik, die bei nationalistischen Diktaturen schon seit der Antike ein bewährtes Mittel der Darstellung eigener Stärke im Kontrast zur angeblichen Sittenlosigkeit anderer Länder oder früherer Zeiten ist:² Rotbäckige Mädchen mit blonden Zöpfen vor prallgelben Kornfeldern. Das Ganze reichte bis hin zur seltsamen Homoerotik in der Bildsprache, die auch für die Propaganda der Nazis charakteristisch war, man denke nur an die Skulpturen von Arno Breker. Eine Sekunde lang glaubte ich auf dem Flughafen, ich hätte im Augenwinkel ein Bild von Freddie Mercury aus den 1980er-Jahren gesehen. Verblüfft schaute ich genauer hin und stellte fest, dass es nur ein weiteres Bild von Putin mit muskulösem Oberkörper und Lederjacke war. Auf Schritt und Tritt stieß man auf Symbole, die die Stärke, die Macht, und Überlegenheit Russlands symbolisierten sollten. Auf Schritt und Tritt wurde schon dem flüchtigen Besucher eingehämmert, dass Russland das Größte, Putin der

Allergrößte und Putin Russland sei. Wie muss es einem ergehen, wenn man sein Leben in diesem öffentlichen Umfeld, in einem ununterbrochenen derartigen Propaganda-Trommelfeuer verbringen muss? Vermutlich kommt man irgendwann gar nicht mehr umhin, die Botschaft auch zu glauben.

Auf der Rückfahrt sprach ich mit der SPD-Politikerin über meine Eindrücke. Ich fragte sie, ob es sie nicht erschrecke, sich in einem Land zu bewegen, das alle Kennzeichen einer totalitären Diktatur trage. Sie wies diesen Gedanken weit von sich, erzählte mir, was für nette, gastfreundliche Menschen die meisten Russen doch seien (was ich nicht bezweifle), und ließ mich letztlich spüren, dass ich ihrer Meinung nach wenig von Russland verstand (was ich auch nicht bezweifle). Kurz: Sie begriff gar nicht, wovon ich sprach. Ich deutete auf ein besonders lächerliches Putin-Poster und sagte, so etwas sei doch nicht normal. Daraufhin beschied sie mir, dass das doch nichts Besonderes sei, schließlich hänge am Münchner Flughafen auch ein Bild des Bayerischen Ministerpräsidenten an der Wand. Ich war fassungslos. Der Faschismus hatte uns breit ins Gesicht gegrinst, und sie hatte es nicht gesehen oder gab vor, es nicht gesehen zu haben. Wie war das möglich?

Das zweite persönliche Erlebnis ist schneller erzählt. Nach Jahrzehnten traf ich unerwartet eine Freundin aus der Schulzeit wieder. Eine große Freude. Wir erzählten uns gegenseitig unsere Lebensgeschichten. Sie ist mit einem Russen verheiratet. So kamen wir auf das Gesprächsthema Russland. Ich berichtete ihr von meinen Erlebnissen bei dem Besuch in Moskau und sagte, wie sehr es mich erschreckt habe, die Anzeichen eines faschistischen Systems zu erkennen. Sie reagierte zu meiner Überraschung höchst ablehnend, regelrecht beleidigt auf meinen Bericht. Aufgeregt entgegnete sie, wie sehr ihr die Leute auf die Nerven gingen, die sich voller Vorurteile abwertend gegenüber Russland äußerten. Russland sei doch so ein wunderschönes Land voller netter Menschen. Dies hatte ich nie bestritten. Es ge-

lang mir nur mit großer Mühe und wohl auch nur halbwegs, ihr zu verdeutlichen, dass ich vom Regime und nicht von den Bürgern des Landes sprach. Mein scharfes Urteil über das Regime fasste sie als persönlichen Angriff auf, vor allem sicherlich auf ihren Mann, und reagierte instinktiv mit Abwehr. Sie merkte nicht, dass sie damit trefflich den Erfolg der russischen Propaganda und die Demütigung des russischen Volkes durch sie illustrierte: Gewaltherrschaften haben keine rechtsstaatliche Legitimität. Weltweit versuchen sie dieses Defizit auszugleichen, indem sie wahrheitswidrig die Identität von Volk und Führung propagieren: Ein Volk, ein Reich, ein Führer. Wer den Führer beleidigt, beleidigt das ganze Land. Es bedeutet den ultimativen Triumph für die Diktatoren, wenn die von ihnen unterdrückten Völker diese Erzählung von der angeblichen Identität von Führung und Volk schließlich selbst annehmen, wenn die Unterdrückten beginnen, sich mit ihren Unterdrückern zu identifizieren.

Darum sind auch die bis heute in Ostdeutschland immer wieder zu erlebenden reflexhaften Reaktionen auf Hinweise auf den Unrechtscharakter des SED-Regimes so deprimierend. Sobald jemand auf die offensichtliche Tatsache hinweist, dass die DDR ein Unrechtsstaat war, folgen postwendend empörte Belehrungen, man würde damit die Biographie der DDR-Bürger herabwürdigen. Wäre ich in Ostdeutschland aufgewachsen, würde ich mir eine solche Reaktion verbitten. Wer behauptet, ein verbaler Angriff auf die Diktatur beleidige deren Bürger, unterstellt damit, dass beide dasselbe seien. *Das* aber ist eine Beleidigung der Bürger. Bürger und Staat sind in der Diktatur eben nicht identisch. Das behauptet nur die staatliche Propaganda. Es muss für die Propagandisten der SED-Diktatur eine große, wenn auch späte Genugtuung sein, zu sehen, wie viele Menschen noch Jahrzehnte nach dem Ende der DDR ihre Erzählung fortspinnen.

Als Jugendliche wurden wir in den frühen 1980er-Jahren im Schulunterricht mehrfach mit dem Theaterstück *Biedermann und*

die Brandstifter von Max Frisch traktiert, in dem ein braver Bürger Hausierer auf seinem Dachboden unterbringt, die sich praktisch vom ersten Moment an als Brandstifter zu erkennen geben. Auch als sie offen über Zündmechanismen und brennbare Materialien sprechen, beginnen Benzin auf dem Dachboden zu horten, Zündschnüre herzustellen und sich Streichhölzer geben zu lassen, redet sich der Biedermann noch immer ein, dass es sich doch keinesfalls um Brandstifter handele, sondern um Freunde, bis schließlich das Haus brennt. Ich habe dieses Stück immer für plump und den Schulunterricht für dementsprechend ärgerlich gehalten. Die Botschaft war nach wenigen Minuten überdeutlich. Warum wurde man also noch stundenlang immer weiter mit dem Holzhammer belehrt?

Inzwischen sehe ich das Stück mit anderen Augen, denn was unterscheidet das Verhalten Biedermanns von der deutschen Russlandpolitik der ersten beiden Jahrzehnte dieses Jahrhunderts? Wie konnte man so blind sein für die Aggression, den Militarismus und Rassismus, der sich in Russland immer weiter ausbreitete, für jedermann eigentlich offensichtlich? Wie konnte es sein, dass ein Volk, das sich nach dem Dritten Reich geschworen hatte, dass so etwas nie wieder passieren dürfe, das größte Anstrengungen bei der Aufarbeitung seiner verbrecherischen Vergangenheit unternommen hatte, bei der ersten Gelegenheit, bei der sich erneut eine faschistische Gewaltherrschaft entwickelt, dennoch versagt und die Entwicklung nicht erkennt? Ich glaube, dass neben den verständlichen Motiven der Angst und dem Willen, bis zum letzten Beweis des Gegenteils der Gegenseite gute Absichten zu unterstellen, eben diese Aufarbeitung der Geschichte dazu beigetragen hat. Wahrscheinlich ist nicht zuletzt eben durch diese Geschichte die Fähigkeit verloren gegangen, den Wesenskern der Gewaltherrschaften zu erkennen. Die einzigartige Monstrosität des generalstabsmäßig geplanten und kaltblütig, gleichsam industriell durchgeführten Massenmordes

an den Juden im Dritten Reich überschattet alles. Sie verstellt damit auch den Blick auf die Argumentations- und Organisationsstrukturen, die, wenn nicht alle, so doch viele moderne und historische Gewaltherrschaften und die Gesellschaften, aus denen sie hervorgingen, gemeinsam haben, die der Nationalsozialisten eingeschlossen.

Das deutsche Trauma als Hindernis der Erkenntnis

Der frühere Bundesbildungsminister und spätere Hamburger Bürgermeister Klaus von Dohnanyi wurde im Jahr 1928 geboren. Sein Vater, der Jurist Hans von Dohnanyi, wurde noch kurz vor Kriegsende, im April 1945, als Widerstandskämpfer hingerichtet. Klaus von Dohnanyi hat also nicht nur das Dritte Reich die ganzen zwölf Jahre hindurch erlebt, sondern auch ganz persönlich die Brutalität des Regimes erfahren. Am 19. Juli 2019 wurde er zum 75. Jahrestag des Attentats vom 20. Juli 1944 vom DEUTSCHLANDFUNK interviewt. Auf die Frage, inwieweit heute noch öffentlich an die Zeit des Dritten Reiches erinnert werden sollte, antwortete er:

»Wir müssen uns natürlich an diese Zeit erinnern, aber wir müssen uns noch viel mehr als an die Folgen [...] an die Ursachen erinnern. Wir müssen darüber nachdenken, wie schwach war Weimar. Warum war Weimar so schwach [...]. Warum zum Beispiel haben die Sozialdemokraten im Jahr 1930 ihren eigenen Reichskanzler im Stich gelassen, haben die Regierung verlassen und damit faktisch die Entwicklung hin in Richtung auf 1933 eingeleitet, warum ist das passiert? Wie wenig Verantwortung und wie wenig Verständnis hatten die Parteien damals für die wirkliche Lage? Das ist unsere heutige Aufgabe. Wir sehen doch heute wiederum das Geschwätz von Nationalismus in Deutschland, aber auch in ganz Europa. Und da müssen wir rechtzeitig Widerstand leisten [...]. Das ist die wahre Aufgabe: Erinnern an die Gründe, warum das alles passiert ist. Erinnern natürlich auch an die Folgen, aber in erster Linie heute an die Gründe.«³